

AUF EIN WORT

Unser Blick richtet sich auf alle Menschen

PFARRER THOMAS LOTZ, Evangelische Kreuz-Christi-Kirche Höhenkirchen



Markieren, Löschen: So fliegt gerade ein Termin nach dem anderen aus meinem Kalender. Dienstliches, Verabredungen mit Freunden, Geburtstagsfeiern, ein Kurzurlaub und sogar die Konfirmation meiner Tochter. Zugegeben: Manchmal habe ich mir so einen leeren Kalender gewünscht. Aber jetzt hat er etwas Beängstigendes. Denn ich kann überhaupt nicht mehr planen. Alles ist verschoben, auf irgendwann nach Corona.

Neben der Angst vor einem Massensterben wie in Italien ist diese Unplanbarkeit des Lebens meinem Eindruck nach das, was die Menschen in diesen Tagen am meisten bedrängt. Wann kann ich endlich wieder...: An dieser Stelle hat jeder etwas einzusetzen. Auf unabsehbare Zeit vermissen wir menschliche Kontakte, Veranstaltungen oder Hobbys. Und für die, deren Geschäft geschlossen ist oder die keine Aufträge mehr bekommen, geht es bei diesem „Wann kann ich endlich wieder...“ sogar um die wirtschaftliche Existenz. Planen ist menschlich, denn es schafft Sicherheit. Ich weiß, was demnächst auf mich zukommt; wenn doch noch etwas Ungeplantes geschieht, habe ich für die Folgen eine Versicherung abgeschlossen, oder es hilft mir der Staat. Diese Art von Sicherheit hat jedoch in unserer Kultur ein Ausmaß angenommen, das

viele blind gemacht hat für die Dynamik des Lebens. Denn die spielt sich in einer weiten Spanne ab, zwischen Wunderschönem und großer Gefahr, bis hin zum Tod.

Das halten wir auch jetzt noch von uns fern, wenn wir „Risikogruppen“ definieren, denen wir selber nicht angehören. In Wirklichkeit sind wir ja alle eine große Risikogruppe, denn das Leben als solches ist ein einziges Risiko. Wir lebten bisher mit dem guten Gefühl, dass es statistisch unwahrscheinlich ist, betroffen zu sein. Aber das hilft dem, der tatsächlich betroffen ist, überhaupt nicht weiter. Und das ist Besondere an diesem Virus: Wir haben kein Gefühl dafür, wie nah die Gefahr an uns selbst dran ist. „Mitten wir im Leben sind / von dem Tod umfangen.“ So beginnt ein uraltes Sterbelied, das heute keiner mehr singen will. Dabei ist es schlicht die Wahrheit.

In diesen Tagen denke ich viel an das, was mir meine Großeltern aus dem Krieg und der ersten Zeit danach erzählt haben: Wie das ist, ums nackte Überleben zu kämpfen. Die Menschen in den armen Ländern, die noch nie wussten, wovon sie und ihre Kinder morgen leben sollen, haben davon viel mehr Ahnung als wir europäischen Wohlstandskinder. Doch das Lied geht weiter: „Wer ist, der uns Hilfe bringt, dass wir

Gnad' erlangen? Das bist du, Herr, alleine.“ Jetzt ist es soweit, dass wir erkennen: Unser menschliches Wissen und Können ist nicht unnützlich, aber es hat seine Grenzen. Politiker und Forscher geben sich viel Mühe im Kampf gegen die Krise, doch daraus gewinnen wir noch nicht wirkliche Zuversicht und Hoffnung. Unser Blick muss wieder weiter und offener werden, sodass wir erkennen, wem wir unser Leben verdanken und was das Ziel unseres Lebens ist, über den Tod hinaus. Diese Perspektive kann uns zur Ruhe bringen und Zuversicht wecken. Deshalb gewinnt das alte Wort „Gottvertrauen“ gerade enorm an Bedeutung.

Wer das jetzt vertiefen möchte, findet zwar leider nicht in der Kirche vor Ort, aber in den elektronischen Medien viele Anregungen. Denn Gott will nicht, dass wir in Furcht und Schrecken leben. Auch wenn die äußeren Bedingungen unseres Lebens widriger sind, als wir es bisher gewohnt waren – er lässt uns nicht fallen. „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln“, heißt es im 23. Psalm. Im Vertrauen darauf können wir der Bedrohung des Lebens ruhig und entschlossen entgegen blicken. Unser Blick bleibt dann auch nicht auf unser eigenes Schicksal beschränkt, sondern richtet sich auf alle Menschen, die uns gerade brauchen.